

Bücher für den Weihnachtstisch

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 50

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht an.“ Darauf erwiderte der Knecht: „Ich hätte die Mühle anzünden sollen, tat's aber nicht, sondern des Müllers ältestes Kind, das Kösele!“

Heinrich kam sich vor wie auf den Kopf geschlagen. Das Blatt zitterte in seinen Händen; er las aber weiter.

„Das von Franz Zernle ausgestreute Gerücht froh ein, zwei Wochen durch den Kreis der Holzarbeiter und kam durch einen Schutzmann den Behörden zur Kenntnis. In einem Verhör widerrief der Knecht, der sich unterdessen mit Wenk wieder ausgesöhnt hatte, seine Aussagen; er müsse sie im Rausch erlogen haben. Zu gleicher Zeit aber fand eine polizeiliche Einvernahme der Rosa Wenk, der Tochter des frühern Müllers statt. Die Ueberraschung, die der Mutterschaft eines unehelichen Kindes entgegensteht, gestand zusammenbrechend die Tat ein, und Holzhändler Wenk hat sich ebenfalls zur Wahrheit bekennt. In der Gegend von Oberaach erregt die nachträgliche Entdeckung der Brandstiftung bedeutendes Aufsehen.

Fortsetzung folgt.

Bücher für den Weihnachtstisch

Lina Truog-Saluz, Soglio. Eine Bündner Familiengeschichte. Verlag Fr. Reinhardt, Basel. Leinen Fr. 7.—. Hier ist es die Bündner Landschaft, das stattliche Bergeller Dorf mit seinen Patrizierhäusern, sind es die Bündner Berge und Pässe, die den Stimmungshintergrund der Erzählung — einer schlichten, aber psychologisch feingegliederten Erzählung — abgeben. Wieder sind es vergangene Zeiten, die vor uns lebendig werden. Es ist die Zeit der Postkutschen und Miniaturmalereien, der Zeit, da die jungen Patriziersöhne sich ihre Lorbeeren als Offiziere in fremden Kriegsdiensten holten. So hat auch Johann Rudolf von Salis, der Held unserer Geschichte, sein Glück in holländischen Diensten gesucht. Er hat es aber erst gefunden in der Gestalt einer armen, aber vornehm denkenden Landsmännin, die von religiöser Anduldsamkeit in die Fremde vertrieben wurde. Nur kurz ist das Liebesglück. Die junge Frau stirbt, und Johann Rudolf kehrt in seine Heimat zurück, nachdem auch sein Regiment aufgelöst worden ist. Dort, von den trauten Räumen der Casa Battista aus hatte die treue Mutter mit ihrer sorgenden Liebe das Ergehen des Sohnes in der Fremde überwacht und geleitet. Von den getäfelten Wänden des Palazzo schauen die Ahnen und schaut die Historie auf den Nachfahren eines glorreichen Geschlechtes herab. Die Verfasserin hat mit feiner Kunst die Vorgänge einer bewegten Zeit in ihre Erzählung hineingewoben. Wir haben einen Bündnerroman im Geiste des Jürg Jenatsch vor uns.

Emil Balmer, Sunneland. Tessiner Geschichte. Verlag A. Franke A.-G., Bern. Leinen Fr. 5.80.

Diese Dankeskundgebung des Dichters an die Tessinerheimat war längst fällig. Ist er doch im schönen Asconawinkel eingewachsen und heimisch seit bald Jahrzehnten. Kennt er doch jedes Weglein und Kirchlein und hat ihn sein unsteter Wanderfuß ins versteckteste Tälchen der dortigen Berggegend geführt. Er ist so heimisch, daß er jedes alte Mütterchen kennt. Und aus den Gesprächen mit ihnen erfuhr er auch die Schicksale der Jungen. Jeder neue Ferienaufenthalt brachte ihm neue Landes- und Menschenkenntnisse; denn er weiß seine Ferien zu nutzen. Nur um auf dem Vidosand herumzuplegern und die Haut braun zu rösten geht er nicht nach Ascona. Er geht mit dem Skizzenbuch den verwünschten Winkeln nach, zeichnet Kirchen und Kapellen, weinlaubumrankte Arkaden und Pergolen; einige Proben seiner Kunstfertigkeit hat er dem Buche als Schmuß beigegeben —; er sucht die alten Bekannten in Losone, Arcegno, Ronco usw. auf, freut sich mit ihrer Freude und nimmt teil an ihrem Leid. Er ist aber kein schrulliger Einzelgänger; in die Grotto der madre Bianda zu Arcegno wallfahrtet er alle Jahre

in fröhlicher Gesellschaft. Ja, ein Lebenskünstler ist er, unser Emilio! Seinen Tessiner Tagen weiß er die schönste Seite abzugewinnen. — Emil Balmer schreibt sein Tessiner Buch in seinem Laupener Dialekt. Der gehört nun einmal zu seiner dichterischen Persönlichkeit. Wir können uns das genussvolle Zuhören, wenn er aus dem Buche vorliest, lebhaft vorstellen. Da werden dann alle die verschwiegene Schönheiten seiner Tessinerlandschaft lebendig und wir können ihm dann sein Ferien-glück lebhaft nachfühlen. Aber schon das Lesen erfreut und beglückt, und sein Buch gehört in die Hand jedes Freundes unseres „Gartens an der Südseite“.

Nun zu den Büchern der andern Gruppe.

Lisa Wenger, Wabich mit dir zu schaffen. Drei Frauenschicksale. Morgarten-Verlag, Zürich. Leinen Fr. 5.80.

Lisa Wenger liebt eigenwillige Frauen, die sich ihr Schicksal selber zimmern. Sie sind gewöhnlich ihren Erziehern nicht dankbar und entlaufen ihrer Zucht. Aber das Leben nimmt sie dann in die Kur und gibt ihnen erst das Glück, nachdem sie ihre Jugendtünden mit schmerzvollen Erfahrungen abgebüßt haben. So geschieht es mit Sibyl, der jungen Waise, die sie den dornenvollen Schicksalsweg unehelicher Mutterschaft gehen läßt, um sie allerdings doch noch zu einem schönen Eheglück zu führen . . . Nicht ganz verdiensterweise, scheint uns. Denn man stelle sich eine Mutter vor, die ihr Kind in fremde Hände gibt und es zehn Jahre lang dort beläßt, ohne es zu sehen, wiewohl dies leicht möglich gewesen. Daß ihr, der feinnervigen, gebildeten Frau, dann ein schwachköpfiger Bauernhube untergeschoben wurde, gehört sich, aber ist noch nicht Strafe genug für ihre Herzlosigkeit dem eigenen Kinde gegenüber. Sicher ist der nachsichtige Mann an ihr noch gestraft worden, wiewohl das die Dichterin nicht wahr haben will. Ich wenigstens kann es mir nicht anders vorstellen. Zugestanden sei, daß die junggebliebene virtuose Erzählkunst den Leser mit dieser Unmöglichkeit leicht verführt. — Vom Kampf einer Mutter um den Alleinbesitz ihres Sohnes gegen dessen Geliebte handelt die zweite Novelle. Wie ein altes liebeshungriges Mädchen durch eine boshafte Intrigantinnen grausam verhöhnt und in seinem Innersten verletzt wird, erzählt die dritte. — Immer noch ist Lisa Wenger eine unserer geistigsten und interessantesten Autorinnen.

Ethel Landolt, Das Opfer. Roman. Drell Füßli-Verlag, Zürich. Leinen Fr. 6.—.

Die kranke Frau und die gesunde, liebesdürstige Magd, dazwischen der zwischen Pflicht und Begehren hin und her geworfene Mann. Das viel abgewandelte, heikle Thema ist hier sorgfältig angepackt und mit einer erstaunlichen Originalität und künstlerischen Sicherheit bewältigt. Schier unglaublich, daß es der Erstling einer jungen Dichterin sein soll. Man bewundert umsomehr die Präzision, mit der das pathologische Bild der zeitweise in tiefste Schwermut versunkenen und dann wieder plötzlich geistig hellen Bäuerin umrissen ist; man ist gepackt von der Tragik jener Situation: von Eifersucht umkrallte Unglückliche und das belauerte Paar, das just in dieser schwülen Mißtrauensatmosphäre der Sünde verfällt. Die Geschichte endet tragisch; aber dem gesunden Leben wird doch insofern Genugtuung, als der Nichtschluß die Glücksmöglichkeit für die beiden Sünder am siebenten Gebot offen läßt. — Alles in allem ein Buch, das noch allerhand Interessantes von dieser Dichterin verspricht.

Henri Chevenard, L'amie de Jesus. Roman. Edition Forum, Genève.

Einen Seelen- und Frauenroman eigener Art legt uns der Verfasser des Romans „Keine Landis“ vom letzten Jahr in die Hand. Der Dichter ist sich des Ungewöhnlichen und Gefährlichen seines Vorhabens wohl bewußt gewesen. Er spricht davon in einem Vorwort. Es liegt darin, daß ein modern denkender Dichter, dem die Probleme der Gegenwart vertraut sind wie irgend einem Berufenen, es wagt, eine biblische Gestalt — die der Maria von Bethanien, des auferweckten Lazarus und der

Martha Schwester — aus der Sphäre wirklichkeitsentrückter Schau auf die Erde herunter zu nehmen und aus ihr einen Menschen mit Fleisch und Blut und ein Objekt psychologischer Analyse zu machen. Nein, so war es vom Dichter auch nicht gemeint. Wohl läßt er die schöne Jungfrau von Bethanien sich auf der Ebene reiner Menschlichkeit bewegen, läßt sie die Gestalt des Heilandes zuerst mit dem Herzen eines liebenden Weibes erleben. Aber er tut das mit echt dichterischem Feingefühl und mit religiösem Verantwortungsgefühl. Seine Maria ist wohl ein Mensch, und sie muß ein Mensch sein, wie wollten wir andere Menschen ihren Schmerz um den Verfolgten und später um den Gekreuzigten verstehen und ganz erfassen können. Ja, sie war ein Mensch, aber der Dichter macht aus ihrer Gestalt ein Gedicht; er umwebt sie mit dem Strahlenkranz der Erkorenen, zum Erkennen höchster religiöser Werte Erkorenen. Und dadurch wird diese amie de Jesus glaubhaft. Mehr noch, sie wird zum inneren Erlebnis. — Der Raum fehlt uns hier, unseren Gedanken und Empfindungen über dieses Buch so Ausdruck zu geben, wie wir gerne möchten. Es ist uns das Buch wie ein Geschenk aus Freundeshand, ein sinn- und beziehungsreiches Weihnachtsgeschenk. Wir danken ihm dafür.

H. B.

* * *

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Wie hilflos sah sie zu Geninde herüber. Als hätte der ihre Enttäuschung gefühlt, fragte er:

„Haben Sie schon einmal einen Kostenvoranschlag gemacht, Herr Brandt?“

„Hier, bitte!“ Brandt reichte Geninde ein Blatt herüber. Geninde sah die Zahlenkolonne durch, nahm ein Blatt Papier — rechnete.

„Also ich denke wir versuchen es für ein Jahr. Solange stelle ich den Betrag für eine Lehrkraft zur Verfügung.“

Sabine war rot geworden. Strahlend nickte sie Geninde zu. Ihr herbes Gesicht war weich und freudvoll. Da nickte auch er zu ihr herüber. Es war nur eine kleine Bewegung. Nur für einen Moment war er ihr nahe, aber schon vertiefte sich ihre Freude.

Wie auf eine stillschweigende Verabredung gesellte sich Geninde beim Herausgehen zu Sabine.

„Fahren Sie, gnädiges Fräulein?“

„Lieber ein Stück gehen“, sagte sie schnell und verabschiedete sich beinahe unhöflich von der Kollegin Kube.

Ueber der Dominfel standen die Sterne sehr sommerlich, es duftete nach Jasmin. Holunder mußte irgendwo blühen.

Sabine schwieg eine Weile — sie wollte jetzt nichts anderes als die Schritte Genindes im gleichen Klang neben sich hören — und zu wissen, er war neben ihr, wenn auch nur für eine kurze Stunde. Aber man durfte sich an dieses persönliche Glücksempfinden nicht zu lange hingeben. Wer mochte wissen, wann sie einmal wieder so zusammen sein würden. Es war ja die letzte Sitzung vor den Ferien.

„Unsere Mädchen im Marthastift werden glücklich sein, daß sie ihre Schneiderwerkstatt bekommen. Wie schön, Herr Geninde, daß Sie das tun wollen.“

„Ach, Fräulein Reinow, ein Tropfen auf den heißen Stein. Was nützt das alles. Es bleibt viel zu tun. Manchmal denkt man, es hat keinen Sinn, Einzelnen zu helfen — wo so viel allgemeines Unglück ist.“

„Und doch führen Sie selbst den Gegenbeweis gegen sich selbst. Sie mühen sich doch auch immer um den Einzelnen. Im Fall Becker zum Beispiel.“

„Und ich werde vielleicht wieder einmal scheitern. Es sieht so schlecht aus. Sie wissen ja.“

„Vielleicht darf ich Ihnen etwas erzählen, was dem Becker nützen kann. Es ist nicht viel —“ sagte sie schnell — „gegenüber der Anklage. Nur ein kleines freundliches Licht auf seinen Charakter.“

Und sie erzählte von Erna Bunzel.

„Als ich die Erna damals aus ihrem schrecklichen Milieu herausnahm, ahnte ich nicht, welche Beziehungen sich daraus entwickeln würden. Nun stellte sich heraus, eigentlich ist es Becker gewesen, der sie damals gerettet hat. Sie war aus Angst vor dem rohen Stiefvater aus dem Hause gelaufen. Geldmittel hatte sie nicht. Sie bettete so herum und wäre beinahe unter die Räder gekommen. Da hat Becker sie gehalten. Sie hat es mir nicht ganz deutlich gesagt, sie schien so weit zu sein, daß sie in die Oder gehen wollte. Jedenfalls hat Becker sie dort im Park, wo die Wendling“, unterbrach sie sich. „Ja, also diese Erna Bunzel verdankt es Becker, daß sie noch lebt. Und denken Sie, er hat zu ihr gesagt, er müßte ihr doch helfen, sie hätte doch auch das Mal.“

Geninde hatte stumm zugehört. Sabine spürte wie sehr wach er war.

„Ich habe es immer gedacht“, sagte er endlich nachdenklich, „diese Entstellung Beckers geht weit über das Außerliche hinaus. Dies ist einmal auch in der Seele. Er hat offenbar schon immer darunter gelitten. Auch in der Schule. Beim Studium, bei der Stellungsuche. Vielleicht war's ihm, als wenn man ihm selbst etwas gutes getan hätte, wenn er dem Mädchen half. Ich danke Ihnen, Fräulein Reinow. Eventuell wird man diese kleine Bunzel als Leumundszeugin laden. Das ist Ihnen doch recht?“

„Eigentlich bin ich als Fürsorgerin nicht sehr erbaut davon, Herr Geninde. Je weniger man die Mädchen der Öffentlichkeit aussetzt, umso besser!“

„Nun, Fräulein Reinow, dann verzichte ich selbstverständlich auf Benennung der Erna.“

Sabine sagte voll Wärme und schnell:

„Wenn es allerdings Ihnen etwas nützen kann, muß ich sehen, meine Bedenken zurückzustellen. Ich möchte — ich wünschte — ich könnte Ihnen helfen.“

Geninde fühlte aus der Dunkelheit heraus ihr schnelleres Atmen. Auch er schwieg, unruhig und bedrückt.

Die Straße war leer. Eine Baumgruppe von der Anlage drüben auf der anderen Seite verstellte ein Stück des Himmels und der Sterne.

Warum sagt er kein Wort, dachte Sabine von hoffnungsloser Trauer angerührt. Erst jetzt begriff sie ganz, sie hatte sich an diese kleine Nachricht von Becker geklammert, wie ein schmales Verbindungsseil zwischen Geninde und sich. Und nun war auch das wieder vorbei. Schon war nichts mehr zwischen ihnen als dies trübe Schweigen. Sowie das Berufliche erledigt war, zog Geninde sich in sich zurück — dorthin, wo sie ihn nicht erreichen konnte. Würde es immer so sein? Wie mußte er noch an die Frau gebunden sein, die ihm genommen worden war. Gegen einen lebendigen Menschen konnte man ankämpfen. Gegen einen Toten nicht. —

Da sprach Geninde aus dem Dunkel. Hatte er ihre Gedanken vielleicht doch gespürt? Hatten sie ihn erreicht in ihrer Einsamkeit?

Fräulein Reinow, Sie sind doch immer so voll Wärme zu mir und Güte —“

„Ach, Güte“, es war eine Gegenwehr, verzweifelt, schamhaft.

Alles hätte sie hören wollen, nur nicht dieses „Güte“. Dann schon lieber gar nichts. Wie weh ihr Herz tat.

„Verzeihen Sie, Fräulein Reinow, wenn ich nicht den richtigen Ausdruck wählte. Ich bin so wenig gewohnt, persönliches zwischen mir und anderen Menschen zu besprechen. Aber es muß doch einmal sein. Fräulein Reinow, ich möchte Sie warnen.“

Nun brach doch der Stolz auf, steil wie eine Flamme die Liebe überwehend:

„Warnen, Herr Rechtsanwalt?“

Es klang sehr hochmütig und abweisend.

„Ich wüßte nicht, inwiefern ich eine Warnung brauche.“

Ich lüge ja, dachte Sabine verzweifelt, ich brauche keine Warnung, vielmehr, sie kommt zu spät, — viel zu spät. Wenn er es ist, vor dem er mich warnen will?